



Lin Yutang Mein Land und mein Volk

CHINA KONKRET


DRACHENHAUS
VERLAG

Lin Yutang
Mein Land und mein Volk

AUS DEM ENGLISCHEN VON WILHELM SÜSKIND
HERAUSGEGEBEN UND BEARBEITET VON THOMAS HEBERER,
UNTER MITARBEIT VON NORA FRISCH



Titel der Originalausgabe: My Country and My People (1935)
Aus dem Englischen von W. E. Süskind
Herausgegeben von Prof. Dr. Thomas Heberer,
unter Mitarbeit von Dr. Nora Frisch

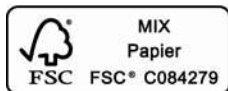
Covergestaltung: Konstanze Kitt, Paul Khittl, Idee: Anton Frisch
Layout und Satz: Konstanze Kitt / www.grafik-studio-kitt.de
*Redaktion und
Lektorat:* Susanne Heimbürger

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2015 Drachenhaus Verlag, Esslingen

Die Bearbeitung dieses Werks einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsge-
setzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbe-
sondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt in Ungarn auf FSC-Papier.



ISBN: 978-3-943314-12-0



Besuchen Sie uns auf unserer Homepage:

www.drachenhaus-verlag.com

www.facebook.com/Drachenhaus

INHALT

Lin Yutang's »Mein Land und mein Volk«	7
Eine Einführung von Prof. Dr. Thomas Heberer	
Einleitung von Pearl S. Buck	45
Vorwort des Verfassers	51
ERSTER TEIL	53
Prolog zum ersten Teil	55
Erstes Kapitel: Das chinesische Volk	69
I. Norden und Süden	69
II. Entartung	77
III. Blutauffrischung	83
IV. Eine stabile Kultur	90
V. Eine jugendliche Rasse	96
Zweites Kapitel: Der Charakter der Chinesen	99
I. Sanftmut	99
II. Geduld	103
III. Gleichgültigkeit	105
IV. Spitzbüberei	109
V. Friedfertigkeit	115
VI. Zufriedenheit	119
VII. Humor	124
VIII. Konservative Haltung	131
Drittes Kapitel: Der chinesische Geist	137
I. Intelligenz	137
II. Weiblicher Einschlag	140
III. Fehlen einer eigentlichen Wissenschaft	145

IV.	Logik	148
V.	Intuition	151
VI.	Phantasie	154
Viertes Kapitel: Lebensideale		161
I.	Chinesischer Humanismus	161
II.	Religion	164
III.	Die Lehre vom Goldenen Mittelweg	171
IV.	Daoismus	178
V.	Buddhismus	186
ZWEITER TEIL		197
Prolog zum Zweiten Teil		199
Fünftes Kapitel: Frauenleben		203
I.	Untergeordnete Stellung der Frau	203
II.	Familie und Ehe	210
III.	Ideales Frauentum	216
IV.	Die Erziehung der jungen Chinesin	220
V.	Liebe und Liebeswerben	223
VI.	Kurtisanen und Konkubinen	227
VII.	Das Fußeinbinden	235
VIII.	Emanzipation	239
Sechstes Kapitel: Soziales und politisches Leben		243
I.	Fehlen einer sozialen Gesinnung	243
II.	Das Familiensystem	247
III.	Nepotismus, Korruption und feinere Lebensart	253
IV.	Vorrechte und Gleichheit	259
V.	Soziale Klassen	262
VI.	Das männliche Dreigestirn	265
VII.	Das weibliche Dreigestirn	268
VIII.	Das System des Dorfes	277
IX.	»Von Herrschaften regiert werden«	280

Siebentes Kapitel: Literarisches Leben	289
I. Eine notwendige Unterscheidung	289
II. Sprache und Denken	291
III. Gelehrsamkeit	298
IV. Unterrichtswesen	303
V. Prosa	307
VI. Literatur und Politik	312
VII. Revolution der Literatur	315
VIII. Dichtung	318
IX. Drama	336
X. Der Roman	346
XI. Einfluss der westlichen Literatur	356
Achtes Kapitel: Künstlerisches Leben	363
I. Der Künstler	363
II. Chinesische Kalligraphie	366
III. Malerei	375
IV. Architektur	391
Neuntes Kapitel: Lebenskunst	403
I. Die Freuden des Lebens	403
II. Haus und Garten	410
III. Essen und Trinken	417
Epilog	427
I. Das Ziel des Lebens	427
II. Das wirkliche China	430
III. Der Ruf nach Führern	438
IV. Der Ausweg	442
Anhang I: Chinesische Dynastien	447
Anhang II: Aussprache der chinesischen Begriffe	449
Stichwortregister	450

Schlüssel zu den Anmerkungen im Haupttext:

* = Anmerkung Thomas Heberer

** = Anmerkung Nora Frisch

*** = Anmerkung des Übersetzers

Hinweis:

Die sprachlichen Eigenheiten des vorliegenden historischen Textes wurden weitestgehend beibehalten. Daher weist der Verlag ausdrücklich darauf hin, dass Begriffe wie »Weib«, »Rasse« o.Ä., die heutzutage als problematisch betrachtet werden, im Kontext dieses Textes keinerlei Wertung ausdrücken.

EINLEITUNG

Pearl S. Buck

Zu den bedeutendsten Erscheinungen im heutigen China gehört es, dass die jungen chinesischen Intellektuellen ihre Heimat neu entdecken. Eine Generation vor ihnen waren die fortschrittlichsten Geister unter ihren Vätern eben so weit, dass sie ein quälendes Unbehagen am Zustand ihres Landes empfanden. Ihnen stand klar vor Augen – und diese Einsicht wurde ihnen gewaltsam aufgedrängt –, dass China, so wie es bis dahin gewesen war, dem gefährlichen, angriffslustigen Modernismus der westlichen Welt nicht gewachsen sein würde. Ich meine damit weniger den politischen Modernismus als den notwendigen Ablauf der wirtschaftlichen, pädagogischen und militärischen Ereignisse. So sind also in China die Väter, die Angehörigen der Vätergeneration, wenn man von heute zurückrechnet, die wirklichen Revolutionäre gewesen. Sie haben das alte Herrscherhaus zum Verschwinden gebracht, sie haben mit unglaublicher Geschwindigkeit das Erziehungssystem umgewandelt und mit unermüdlichem Eifer die Umrisse einer neuen Staatsführung entworfen und ausgefüllt. Keine frühere, kaiserliche Regierung hat mit solcher eines Kaisers würdigen Plötzlichkeit derartig erstaunliche Änderungen in einem so großen Lande bewerkstelligt.

In einer auf Wechsel eingestellten Umwelt also ist die chinesische geistige Jugend von heute groß geworden. Während ihre Väter noch mit der Lehre des Konfuzius genährt und an den Klassikern geschult wurden und dagegen ihren Protest richteten, sind über die jungen Menschen schon alle erdenklichen Mächte der neuen Zeit hinweggebraust. Naturwissenschaft und Christentum, Atheismus und freie Liebe, Kommunismus und westliche Philosophie – von alledem und vielem anderen sind sie berührt worden, von jedem ein bisschen. Während bei der breiten Masse ihrer Landsleute noch immer eine hartnäckige Mittelalterlichkeit des Denkens herrscht, haben diese jungen Geistigen das Wesen aller Kulturformen in der jeweils extremsten Ausprägung kennengelernt. Sie sind geistig zu einem Überspringen großer Zeitstrecken gezwungen worden, so wie es China selber

entwicklungsgeschichtlich beschieden war. Sie haben, wenn man es in einem Bilde sagen darf, einen Sprung von der Zeit des primitiven Feldwegs unmittelbar bis ins Zeitalter des Flugzeugs gemacht. Die übersprungene Strecke war zu groß für sie; sie wussten den geistigen Ausgleich dafür nicht zu finden, und das Gleichgewicht ihres Gemütes ging darüber in die Brüche.

Die erste Folge dieses Zustandes innerer Zerklüftung bestand nun darin, dass eine ganze Schicht junger Chinesen (beiderlei Geschlechtes, vor allem aber Männer) heranwuchs, die beim besten Willen nicht mehr wussten, wie sie in ihrem eigenen Lande, oder anders gesagt: wie sie in der immer noch andauernden Periode ihrer geschichtlichen Entwicklung leben sollten. Zum großen Teil waren sie im Ausland erzogen und hatten dort die tatsächlichen Lebensbedingungen ihres Volks vergessen. Da war es denn ein Leichtes für revolutionäre Rädelsführer der verschiedensten Richtung, diesen fremd gewordenen jungen Geistern einzureden, Chinas sogenannte Zurückgebliebenheit sei in erster Linie den politischen und wirtschaftlichen Eingriffen von Seiten der Fremdmächte zuzuschreiben. Man machte also die Welt jenseits der Grenzen zum Sündenbock für Chinas mittelalterlichen Zustand. Statt sich klarzumachen, dass auch China auf seine Art – wenn auch freilich langsam und ein wenig schwerfällig – einem modernen Wesenszustand zustrebte, erhob man lieber ein bequemes Zetergeschrei und behauptete, ohne die Ausländer wäre China längst, was die materiellen Bedingungen angehe, auf gleicher Höhe mit anderen Nationen.

Diese Auffassung führte, wie man beinahe sagen könnte, zu einer zweiten Revolution. China entledigte sich so gut wie ganz der beiden großen Übel, die ihm – von Japans Rivalität abgesehen – am meisten mitgespielt hatten: der Fremden-Exterritorialität und der Zolltarife. Von einer Wirkung war indessen kaum etwas zu spüren. Die alten Schwächen waren immer noch vorhanden; offenbar hingen sie eng mit der im Volke herrschenden Geistesrichtung zusammen. Die revolutionären Führer zum Beispiel erwiesen sich, sowie sie sich in ihrer Stellung sicher verschanzt hatten, als erkonservativ, und oft genug zeigten sie sich ebenso korrupt wie die Beamten der alten Zeit. Andererseits gab es doch zu viele redliche und intelligente junge Menschen in China, als dass die Wahrheit hätte verborgen

bleiben können. Sie lautete: Die Welt jenseits der Grenzen ist an Chinas Zustand ziemlich unschuldig, und das Wenige, was sie verschuldet hat, hätte nicht zu geschehen brauchen, wenn China sich früher aus seiner Trägheit aufgerafft hätte und seine Führer weniger blind und selbstsüchtig gewesen wären.

Auf diese Einsicht folgte eine Zeit der Verzweiflung und dumpfen Wut, in der sich die übersteigerte Vergötterung des Westens immer mehr ausbreitete. Dass es den anderen Ländern wirtschaftlich so gut ging, empfand man als unmittelbare Folge der im Westen herrschenden wissenschaftlichen Hochblüte. In China schossen die Minderwertigkeitskomplexe nur so ins Kraut, und die jungen Patrioten schwankten zwischen leidvoller Empörung über das Darniederliegen ihres Landes und dem Bestreben, den Fremden gegenüber diesen Zustand möglichst zu verheimlichen. Die Wahrheit erfuhr man nie von ihnen, wenn sie von China berichteten, und den Ausländern brachten sie gleichzeitig Hass und Bewunderung entgegen.

Was daraus noch geworden wäre, wenn die Zeit des Aufschwungs und Friedens bei den westlichen Völkern angedauert hätte, lässt sich gar nicht sagen. Genug in diesem Zusammenhang, dass die Dinge im Westen einen anderen Lauf genommen haben. Mit Spannung, oft gar mit Genugtuung, haben die Chinesen den Weltkrieg, die Wirtschaftsdepression, den Sturz der *Prosperity* und das Versagen der wissenschaftlich geschulten Geister vor allen diesen Katastrophen beobachtet. Sie haben angefangen sich zu sagen, dass China also doch wohl nicht so ganz übel sein könne. Überall auf der Welt hungert man, überall treiben sich Räuber herum, kein Volk ist besser als das andere, und wenn dem so ist, dann hat China in der alten Zeit vielleicht doch das richtige Los gezogen, und man täte am Ende gut daran, sich zurückzuwenden und der alten chinesischen Philosophie ihr Wesen abzulernen. Das eine hat sie jedenfalls verstanden: Sie hat den Menschen beigebracht, wie man zufrieden lebt und sich der kleinen Dinge freut, wenn einem die großen nicht beschieden sind, und sie hat wenigstens eine Lebensordnung begründet und Ruhe und Sicherheit garantiert. Das in letzter Zeit bei den westlichen Völkern erwachte Interesse für China und die mit Sympathie gemischte Aufmerksamkeit vieler Menschen, denen die Einfachheit und gegründete Ruhe der chinesischen Lebensgestaltung, die chi-

nesische Kunst und Philosophie Gegenstände des Neids und der Bewunderung sind – all diese Zeichen der Hochachtung haben dazu beigetragen, dass die jungen Chinesen wieder einiges Selbstvertrauen gewannen.

Was sich heute abspielt, ist einfach eine Wiederholung des alten biblischen Sprichworts, dass die Väter saure Trauben gegessen haben und dass den Kindern die Zähne davon stumpf geworden sind. Ernüchtert vom revolutionären Überschwang der Väter, wendet sich Jung-China wieder dem alten chinesischen Wesen zu. Es ist manchmal beinahe amüsan, mit anzusehen, wie man – nicht immer ganz unbewusst – den Entschluss fasst, echt chinesisch zu sein, chinesisch zu essen, nach chinesischer Art zu leben, sich chinesisch zu kleiden. Heute ist es bei gewissen verwestlerten jungen Chinesen ebenso ein Snobismus und eine Pose, durch und durch chinesisch sein zu wollen, wie es in der Generation ihrer Väter das Bedürfnis nach europäischer Kleidung, das Essen mit Messer und Gabel, das Studieren auf einer amerikanischen Universität gewesen war. Die jungen Leute von heute haben ihr Lebtage lang europäische Kleider getragen und ausländisch gegessen; sie haben tatsächlich in Amerika studiert und kennen die englische Literatur weit besser als ihre eigene – und nun haben sie das alles satt und streben in die Welt ihrer Großväter zurück.

Man kann diese neue Richtung auf allen möglichen Gebieten verfolgen, nicht nur in solchen Äußerlichkeiten wie Kleidung und Lebensgewohnheiten. Viel gewichtiger ist die Auswirkung in der Kunst und Literatur. Noch vor wenigen Jahren handelten moderne chinesische Romane größtenteils von neuzeitlich gesehenen Liebesverwicklungen, von Verbindungen mit Fremdrassigen, von Kämpfen gegen Familie und Elternhaus, und der dabei angeschlagene Ton war ziemlich dekadent und jedenfalls ohne alle Beziehung zum Volkstümlichen. Arbeiten dieses Schlages gibt es immer noch mehr als genug – in der bildenden Kunst wie in der Literatur –, aber schon macht sich ein Zug zur Gesundung bemerkbar, jener gesunden Lebensgesinnung nämlich, wie sie in dem schlichten, schlicht und hart auf der Erde stehenden Menschen verkörpert ist. Die jungen Intellektuellen beginnen, die breite Masse des Volks zu entdecken. Sie lernen einsehen, dass das Leben auf dem Lande, in den kleinen Städten und Dörfern, das wirkliche, ursprüngliche chinesische Leben ist, und dass es glücklicherweise von

den bunt gemengselten Modernismen, an denen sie krank geworden sind, ziemlich unberührt geblieben ist. Für sie ist es etwas ganz Neues, etwas Köstliches, Gemütvolles, ein glücklicher Besitz. Vor allem: Es ist völlig und durchaus chinesisch.

Die junge chinesische Generation ist nicht ganz ohne Hilfe von außen zu ihrem neuen Gesichtspunkt gelangt. Auf eigene Faust wäre es ihr wohl nicht so gut gelungen, und es war wieder der Westen, der ihr Beistand geleistet hat. Wir haben nicht nur negativ geholfen (indem wir eine Art Zusammenbruch unserer eigenen Zivilisation zur Schau stellten), sondern auch auf positive Weise: durch die bei uns zum Durchbruch gekommene Neigung zu einem ursprünglicheren Leben. Überall im Westen ist starkes Interesse an den Bewegungen des arbeitenden Volkes erwacht, und dadurch hat sich auch Jung-China zum Nachdenken über sein Proletariat veranlasst gesehen und ist der hervorragenden Qualitäten seines Landvolkes inne geworden, das sein Leben in einer so reinlichen, von den Wirren der Welt erstaunlich unberührten Weise zu führen weiß. Begreiflich genug, dass eine solche Lebensruhe den Geistigen in ihrer eigenen Verwirrung, in ihrem Gefühl, in dieser verschrobenen Zeit verirrt zu sein, einen starken Halt bedeuten muss.

So wahr dies alles ist, so hieße es doch lang und vielleicht über unsere Lebenszeit hinaus warten müssen, wenn wir im Westen uns nun eine Darstellung Chinas von Seiten jener neuerwachten, erst jetzt zu einer eigenen Sprache gelangenden chinesischen Volksschichten versprechen. Zum Glück gibt es auch heute schon ein paar Einzelne, deren Gemütsanlage genügend Spielraum hat, dass sie nicht in der Verwirrung der Zeit untergehen: Ihr Humor erlaubt ihnen, das Leben so zu sehen, wie es ist (es ist der feine alte Humor, den Generationen verfeinerter Geistigkeit und Gelehrsamkeit hervorgebracht haben); ihr Scharfsinn ermächtigt sie, die eigene Zivilisation und die der fremden Völker zu verstehen; ihre Klugheit schließlich lässt sie richtig auswählen, was ein Urwert ihres Volkes und also ein echter Besitz ist. Seit Langem schon habe ich in der Hoffnung gelebt, es möchte uns einer von diesen Wenigen ein Buch über sein Land China schreiben, ein echtes und rechtes Buch, durchdrungen vom Gemüt und Wesen dieses Volks. Wieder und wieder habe ich so ein Buch aufgeschlagen, begierig und hoff-

nungsvoll, und wieder und wieder habe ich es enttäuscht zuklappen müssen, weil es unwahr, weil es bombastisch war, weil es viel zu hitzig Dinge verteidigte, die zu groß waren, um der Verteidigung zu bedürfen. Es sollte dem Ausländer Eindruck machen, und da es in dieser Absicht geschrieben war, war es Chinas nicht würdig.

Ein Buch über China, das diesen Namen verdient, darf keinen dieser Fehler begehen. Es muss offen und ohne Befangenheit sein; denn die echten Chinesen sind immer ein stolzes Volk gewesen, stolz genug, von sich und ihrer Art offen und ohne Befangenheit zu reden. Es muss Weisheit haben und von durchdringender Einsicht sein; denn die Chinesen waren mehr als alle anderen Völker weise und von durchdringender Einsicht dem menschlichen Herzen gegenüber. Es muss humorvoll sein, denn Humor, tiefer, sanfter, gütiger Humor, der sich auf ein tragisches Erkennen und Hinnehmen des Lebens gründet, ist ein entscheidender Zug der chinesischen Natur. Es muss in flüssiger, exakter und schöner Sprache geschrieben sein, denn die Chinesen haben immer die Schönheit des Exakten und Gepflegten zu schätzen gewusst. Nur ein Chinese konnte ein solches Buch schreiben, und schon war ich fast zu der Meinung gelangt, dass selbst ein Chinese es noch nicht könne, weil es so gut wie unmöglich schien, einen Englisch schreibenden Chinesen zu finden, der nicht aus seinem Volk bis zur Entfremdung herausgehoben wäre und der doch eben gerade so weit abseits stünde, um die entscheidenden Wesenszüge seiner Rasse, die Bedeutung des Alten und des Jugendlichen in ihr, richtig zu erfassen.

Plötzlich aber, wie alle großen Bücher erscheinen, trat dieses Buch auf den Plan und erfüllte alles, was von ihm verlangt ward. Es ist wahrheitsliebend und ohne Scheu vor der Wahrheit. Es ist mit Stolz und mit Laune geschrieben, mit Schönheit, Ernst und Frohsinn, verständnisvoll und einsichtig dem Alten und dem Neuen gegenüber. Ich halte es für das echteste, tiefste, umfassendste und bedeutendste Buch, das bis jetzt über China geschrieben wurde. Und – was das Beste ist – es stammt von einem Chinesen, einem Mann aus unserer Zeit; seine Wurzeln ruhen fest im Vergangenen, aber seine reiche Blütezeit hat er im Heute.

VORWORT DES VERFASSERS

In diesem Buch ist lediglich der Versuch gemacht, meine persönliche Auffassung mitzuteilen – eine Auffassung, zu welcher ich nach manchem langen, schmerzlichen Nachdenken, nach vieler Lektüre und Selbstbetrachtung gelangt bin. Auf Auseinandersetzungen mit etwaigen anderen Ansichten habe ich mich nicht einlassen, einen Beweis für meine Behauptungen habe ich nicht erbringen wollen – ich will aber mit diesem Buch bestätigt oder verdammt sein, wie Konfuzius in seinen »Frühlings- und Herbstannalen«¹ (Chūnqiū, 春秋) einmal gesagt hat. China ist ein so großes Land, und sein völkisches Leben hat so viele Facetten, dass es sich notwendig die verschiedenartigsten und wohl auch einander widersprechende Deutungen gefallen lassen muss. Ich selber könnte einem Diskussionsgegner, der von den meinen völlig abweichende Sätze verträte, eine Menge höchst tauglichen Materials zur Verfügung stellen. Trotzdem bleibt das Wahre immerdar wahr und wird sich auch gegen die gescheitesten Auffassungen der Menschen behaupten. Nur in seltenen Augenblicken ist es dem Menschen beschieden, das Wahre zu erkennen, und diese Augenblicke einer tieferen Einsicht sind von Dauer, nicht dagegen individuell gefärbte Meinungen. Aus diesem Grunde kann es vorkommen, dass man mit dem machtvollsten Aufgebot von schlüssigen Beweisstücken doch nur zu Folgerungen gelangt, die in Wirklichkeit ein gelehrter Unsinn sind. Um die Einsichten darzustellen, von denen wir hier reden, bedarf es eines weit einfacheren, das heißt im Grunde eines weit zarteren, einfühlsameren Stils. Die Wahrheit lässt sich nämlich nie beweisen; man kann sie nur andeuten.

Es wird sich schwerlich vermeiden lassen, dass ich bei den Verfassern anderer Bücher über China Anstoß erzeuge, am meisten wohl bei meinen Landsleuten und den großen Patrioten unter ihnen. Diese großen Patrioten – nun, ich habe nichts mit ihnen zu schaffen, denn ihr Gott ist nicht mein Gott, und ihr Patriotismus ist nicht der meine. Es könnte sein, dass ich mein Land nicht weniger liebe, aber vor ihnen halte ich das geheim,

¹ Die »Frühlings- und Herbstannalen«, eines der fünf klassischen Werke (wǔ jīng, 五经) des Konfuzianismus. Es handelt sich um eine Chronik der Zeit vom 8.–5. Jhd. v. Chr. Zwar wird das Werk Konfuzius zugeschrieben, ob er es jedoch tatsächlich selbst verfasst hat, lässt sich nicht nachweisen.*

denn man kann den Mantel des Patriotischen auch in Fetzen tragen und so lange mit ihm durch die Straßen ziehen, bis nichts mehr von ihm übrig ist.

Ich habe mich offen aussprechen können, denn ungleich den erwähnten Patrioten schäme ich mich meines Landes nicht. Auch von seinen Sorgen und Nöten kann ich unverhüllt sprechen, weil ich die Hoffnung nicht aufgegeben habe. China ist größer als seine Patriötchen und hat es nicht nötig, von ihnen reingewaschen zu werden. Wie ihm das immer gelungen ist, wird es auch jetzt zu sich zurückfinden.

Auch für die Patrioten in den westlichen Ländern schreibe ich nicht. Ihre verständnisvollen Zitate aus meinem Buch sind mir fast noch weniger erwünscht, als wenn meine Landsleute mich missverstehen werden. Ich schreibe ausschließlich für die Menschen, die einfach und praktisch denken können, so wie es das alte China in so einzigartiger Weise vermochte, wie es aber heute selten geworden ist. Nur aus dieser einfachen Einstellung heraus kann mein Buch verstanden werden. Nur zu Menschen, die ihr Gefühl für letzte menschliche Werte nicht verloren haben, möchte ich sprechen, denn nur sie werden mich verstehen.

Shànghǎi, Juni 1935

ERSTER TEIL

PROLOG ZUM ERSTEN TEIL

I

Wenn man in China lebt, muss man auch immerfort an China denken, voller Mitgefühl, manchmal auch voller Verzweiflung, selten aber nur mit scharfem Sinn und hell urteilendem Verstand: Man kann es nur lieben oder hassen. Aber auch wer fern von China lebt, dem kommt wohl zuweilen in den Sinn, was das für ein uralt-großmächtiges Land ist und wie es abseits von der Welt steht und ihr nicht so recht angehört. Dieses Abseitsstehen hat seinen großen Zauber; wenn man aber dann wieder nach China kommt, überwältigt es einen ganz, und bald ist es für eine Weile vorüber mit allem genauen Nachdenken. Man empfindet nur noch, dass dieses Land da ist, ein beängstigendes Lebewesen, zu gewaltig in seinen Maßen, als dass der menschliche Geist mit ihm fertig werden könnte; ein scheinbar aller Ordnung spottendes Chaos, das seinen eigenen Lebensgesetzen folgt und ein kraftvolles Drama daraus gestaltet, ein manchmal tragisches, manchmal komisches Schauspiel, immer aber vom durchdringendsten, derbsten Realismus. So empfindet man eine Zeitlang; dann beginnt das Nachdenken wieder, mit all seinem Staunen und Rätselraten.

Diesmal hängt nun die Reaktion vom Temperament ab und zeigt zunächst einmal einfach an, ob man ein romantischer Weltbürger ist oder ein selbstzufriedener, eingebildeter Banause. Entweder gefällt einem China, oder es gefällt einem nicht, und je nachdem geht man daran, sich Beweispunkte für seine Auffassung hervorzusuchen. Soweit ganz schön und gut; nun heißt es aber auch, eine Art Haltung China gegenüber einnehmen, wie es sich für einen denkenden Menschen ziemt. Unsicher sucht man nach Gründen; man erzählt einander Histörchen, winzige Begebenheiten aus dem täglichen Leben, lose Gesprächsfetzen, und siehe da: Plötzlich sind es großmächtige Dinge, man gerät geradezu in philosophische Stimmung und wird unversehens und in aller Gemütsruhe zum unversöhnlichen Kritiker, der kein gutes Haar an China lässt, oder zum glühenden romantischen Bewunderer. Es liegt auf der Hand, wie töricht solche Verallgemeinerungen sind, aber so und nicht anders bildet sich überall auf der Welt die menschliche Meinung heraus, es ist kein Kraut dagegen gewachsen. Von Stund an

kommt es zu heftigen Diskussionen. An deren Ende sieht man immer einige Herrschaften ganz durchdrungen von der Richtigkeit ihrer Auffassung; es sind jene Glücklichen, die die Welt beherrschen, sie importieren und exportieren von einem Erdteil zum andern und sind stets im Recht. Andere Diskussionsteilnehmer dagegen sind von Zweifel und Unsicherheit befallen, ihnen ist halb ehrfürchtig, halb verworren zumut, vielleicht auch halb ehrfürchtig und halb genasführt, und sie sind nicht viel weiter als vorher. Das aber spüren alle: China lebt – ein großes mystisches »Dasein«.

In unserer heutigen Welt gibt es nichts, was verwirrender, was verblüffender wäre als dieses China, und zwar nicht nur, weil es ein so altes Land und geografisch so groß ist. China ist die älteste lebende Nation mit einer ununterbrochenen kulturellen Überlieferung. Kein anderes Land hat eine so große Bevölkerung; vor Zeiten war es das größte Reich der Erde, eine Erobernation. Es hat der Welt einen Teil ihrer bedeutendsten Erfindungen geschenkt; seine Literatur, seine Philosophie, seine Lebensweisheit sind durchaus bodenständig, und im Bereich der Kunst hat China sich in stolze Höhen emporgeschwungen, zu einer Zeit, als andere Völker eben erst notdürftig die Schwingen regten. Und doch ist dieses Land heute zweifellos die chaotischste, am schlechtesten regierte Nation auf der Welt, die rührendste und hilfloseste, ohne jedes Vermögen, sich zu sammeln und zu mühsamem Aufstieg zusammenzuraffen. Gott – wenn es einen Gott gibt – Gott wollte, dass China voranstehe unter den Völkern der Erde, aber siehe da: Uns war es lieber, uns im Völkerbund ganz hinten hinzusetzen, da wo Guatemala sitzt, und es ist ja überhaupt so, dass der Völkerbund, auch beim allerbesten Willen, China nicht helfen kann.

Er kann ihm nicht helfen, im eigenen Hause Ordnung zu schaffen; er kann die ewigen Bürgerkriege nicht abstellen; er weiß keine Abhilfe für den Einfluss der in China wirksamen persönlichen Mächte: der Professoren und Militaristen, der Revolutionäre und konservativen Politiker.

Bei alledem – und das ist erstaunlicher als alles andere – legt China selber nur das allergeringste Interesse an seiner Errettung an den Tag. Einem guten Hasardspieler vergleichbar, hat es den Verlust eines Gebietes von der Größe Deutschlands ohne Wimperzucken in Kauf genommen. Während der General Tāng Yùlín (汤玉麟)¹ einen wahren Weltrekord von einem

¹ Tāng (汤, 1877–1937) war ein chinesischer Warlord, ein Kriegsherr in der früheren Provinz Rèhé (热河省) in Nordostchina.*

Rückzug vollzog und binnen einer Woche eine halbe Million Quadratmeilen preisgab, standen sich in Sìchuān (四川) zwei andere Generäle, Onkel und Neffe, gegenüber und fochten aus, wer der Stärkere sei.² Da fragt man sich wirklich, ob Gott selber am Ende stark genug sein und ob er China dazu bringen wird, dass – gegen seinen eigenen Willen – eine große und mächtige Nation aus ihm wird.

Noch ein anderer Zweifel meldet sich: Wie sieht Chinas Schicksal aus? Wird es überhaupt weiter existieren können, wie es ihm in der Vergangenheit so glücklich gelang, besser als irgendeinem anderen Volk von solchem Alter? War es wirklich Gottes Absicht, aus China eine große und mächtige Nation zu machen? Ist es nicht vielleicht nur eine Fehlgeburt unserer Mutter Erde?

Einstmals hat China eine Bestimmung gehabt. Einstmals war es eine Erobernation. Jetzt aber sieht es so aus, als bestünde seine Bestimmung in einem bloßen Dahinexistieren und Fortdauern, und dass es dazu fähig ist, kann man eigentlich kaum bezweifeln, wenn man sich daran erinnert, welche Zeitabläufe es schon überdauert (während Griechenlands Schönheit und Roms Ruhmesglanz dahingesunken sind!) und wie viel fremde Wahrheiten es schon verdaut und verinnerlicht, wie viele fremde Rassen es in sein Blut aufgenommen hat. Dieses Fortdauern, dieses hohe Alter verdient schon einiges Nachdenken. Einem alten Volk gebührt eine besondere Achtung, sozusagen ein Respekt vor den grauen Haaren, wie man ihn nicht nur den Menschen, sondern auch den Völkern erweisen sollte. Einfach deshalb, weil sie alt geworden, weil sie am Leben geblieben sind!

Es mag nämlich dieses und jenes vom Übel sein, so gilt doch das eine, dass China einen gesunden Lebensinstinkt besitzt, eine ganz ungewöhnliche, man möchte fast sagen übernatürliche Vitalität. In allen Lebensdingen hat sich China diesem Instinkt überlassen; es hat sich wirtschaftlichen, politischen und sozialen Milieubedingungen angepasst, die für eine weniger robuste rassische Konstitution den sicheren Untergang bedeutet hätten; dafür hat es auf der anderen Seite reichlich vom Gabentisch der Natur gezehrt, hat sich bei Blumen und Vögeln, bei Berg und Tal Aufschwung und moralischen Rückhalt geholt und einzig dadurch sein Herz rein und voll-

2 Bezieht sich auf die Rivalität zwischen den verwandten Warlords Liú Wénhuī (刘文辉, 1895–1976, Onkel) und Liú Xiāng (刘湘, 1888–1938, Neffe) in der Provinz Sìchuān (四川) in den 1930er-Jahren.*

kommen erhalten und seine Volksseele vor generellem Verfall bewahrt. Es hat sich sozusagen zu einem Leben im Freien entschlossen, hat viel in der Sonne herumgelegen, hat ins Abendrot gestarrt und die Berührung des Morgentaus, den Heuduft, den Geruch der nassen Erde gekostet. Durch seine Poesie – die Poesie der Lebensgewohnheiten ebenso wie die Poesie der Worte! – hat China seine ach nur zu oft verwundete Seele erfrischen gelernt. Mit anderen Worten: Es hat sich auf eine ganz ähnliche Weise wie ein Einzelmensch zu einem großartigen Altersrang hinaufgearbeitet, nämlich durch vieles An-der-Luft-Sein und durch viel Sonne. Daneben hat es aber auch schwere Zeiten durchmachen müssen, immer wiederkehrende Jahrhunderte des Krieges und der Seuche, Unbilden der Natur und menschliche Misswirtschaft. Mit einem grimmigen Humor und recht derben Nerven hat es all diese Anfechtungen ausgehalten und sich immer wieder in die rechte Lage zurückgefunden. Es ist schon so: Hohes Alter, auch wenn es sonst gar kein weiteres Verdienst hat, ist eine wunderbare Sache!

Ganz wie ein großer alter Mann ist China nun also über die körperlichen und geistigen Sorgen hinaus, und manchmal möchte man meinen, es stehe auch schon jenseits der Hoffnung und Erlösung. Bedeutet das eine Stärke oder eine Schwäche des hohen Alters, fragt man sich. China hat der Welt gespottet und ihr gegenüber eine Haltung der Gleichgültigkeit angenommen, wie es nur einem so alten Lande erlaubt ist. Was auch geschehen mag, Chinas beschauliches Leben verläuft unbeirrt weiter, unempfindlich gegen Schmerz und Leid, unangetastet von Scham und Ehrgeiz, diesen kleinen menschlichen Regungen in jugendlicher Brust – unberührt sogar von der seit zwei Jahrhunderten drohenden Gefahr unverzüglichen Verfalls und Zusammenbruchs. Erfolg und Misslingen berühren dieses Land nicht mehr; Leiden und Tod haben ihren Stachel verloren, und dass das gesamte Leben der Nation seit ein paar hundert Jahren unter einer Wolke steht, will nichts mehr besagen. Wie das Meer in Nietzsches Gleichnis, so ist auch China größer als alle Fische, Schalentiere und Quallen in seiner Tiefe, größer als der Schmutz und Abfall, den man hineinwirft. Es ist größer als die lahme Propaganda und Geschäftigkeit der heimkehrenden Studenten, größer als die Heuchelei, Schmach und Raffgier seiner Subalternbeamten, seiner Wetterfahnen von Generalen, seiner verlogenen Revolutionäre; größer auch als Krieg und Seuche, als Schmutz, Armut und Hungersnot. Dies alles hat

China überdauert. Inmitten von Krieg und Pestilenz, von der Bettelschar seiner Kinder und Enkel umgeben, schlürft Merry Old China in aller Ruhe seinen Tee und lächelt dazu, und in diesem Lächeln erblicke ich seine eigentliche Stärke. Ich entdecke darin manchmal nur die Trägheit, die sich nicht verändern mag, manchmal aber entdecke ich auch einen Konservatismus, der einen Beigeschmack von Hochmut hat. Trägheit oder Hochmut – welches ist das wahre Gesicht? Ich weiß es nicht. Irgendwo in Chinas Seele lauert eine Verschlagenheit, wie bei einem alten Hund, und diese Verschlagenheit ist merkwürdig eindrucksvoll. Wie seltsam ist die alte Seele dieses Volks! Wie groß ist diese alte Seele!

II

Groß? – Gewiss! Aber was kostet solche Größe! Carlyle hat irgendwo gesagt, der erste Eindruck von einem großen Kunstwerk sei stets entnervend bis zum Schmerzhafte. Es ist das Los des Großen auf der Erde, dass es nicht verstanden wird, und so ist es auch China ergangen: Man hat dieses Land in gewaltiger, in wahrhaft großzügiger Weise missverstanden. Mit dem Prädikat »Größe« belegen wir oft Dinge, die wir nicht verstehen und deshalb rasch abtun wollen. Wenn es zwischen diesen beiden Möglichkeiten – richtig verstanden werden, oder »groß« genannt werden – eine Wahl treffen heißt, so hätte sich China gewiss fürs Erstere entschieden, und alle Beteiligten hätten ihren Vorteil davon gehabt. Man muss freilich fragen: Wie soll man China eigentlich verstehen? Wer wollte sich zu seinem Dolmetsch machen? Da haben wir diese endlos lange Geschichte mit ihrer Unzahl von Königen und Kaisern, von Weisen, von Dichtern und Gelehrten, von heroischen Müttern und begabten Frauen. Da haben wir die chinesische Kunst und Philosophie, die Malerei und das Theater, diese Schaubühne, wo sich das gemeine Volk seine Vorstellungen von Gut und Böse holt; dazu kommt dann noch eine Unmenge von Brauchtum und Volksliteratur. Schon die Sprache richtet eine kaum zu überwindende Schranke auf. Kann man China auf dem Wege des Pidgin-Englisch verstehen? Darf sich der vielberufene »alte Chinakenner« in dem Glauben wiegen, er sei in die Seele dieses Landes eingedrungen, weil er eine einheimische Köchin oder Kinderfrau, einen eingeborenen Lagerverwalter

oder Kassierer in seinem Hause beschäftigt? Oder weil er den Briefkasten der »North China Daily News« liest? Das wird kein Mensch im Ernst behaupten!

Nein: Ein fremdes Volk, eine fremde Kultur verstehen, zumal wenn sie einem so fern liegen wie China – so etwas bringt ein gewöhnlicher Sterblicher nicht fertig. Dazu bedürfte es ja eines großen brüderlichen Weltgefühls, eines Gefühls für die gemeinsamen Bande der Menschlichkeit und das Glück der guten Kameradschaft. Es bedürfte eines fühlenden Herzens und gleichzeitig eines scharfblickenden Geistes, und nicht zuletzt müsste man bis zu einem gewissen Grade losgelöst sein, nicht so sehr von dem kennenzulernenden Land (daran würde es nicht fehlen!), sondern losgelöst von sich selbst und seinen unterbewussten Vorstellungen, jenen tief eingewurzelten Kindheitsanschauungen und den ebenso tyrannischen Ideen der erwachsenen Jahre, all den großmächtigen Worten mit lauter Großbuchstaben, wie DEMOKRATIE und KONJUNKTUR und KAPITAL und ERFOLG und RELIGION und DIVIDENDE. Ja, losgelöst müsste man sein und einfachen Geistes, von der Einfalt, wie sie Robert Burns so schön verkörpert, ein Urschotte und doch einer der universellsten Dichter, der unsere Seele in ihrer Nacktheit zeigt und unser gemeinsames Menschenlos verkündet samt allen seinen urtümlichen Leiden und seiner Liebeslust. Nur in solcher Losgelöstheit, in solcher Einfalt kann man ein fremdes Volk verstehen.

Wer also, da die Dinge so liegen, will Chinas Dolmetsch sein? Das Problem ist kaum zu lösen, am wenigsten von den Sinologen und Bibliothekaren im Ausland, die China nur im Spiegel der konfuzianischen Klassiker sehen. Die echten Europäer in China wiederum sprechen kein Chinesisch, und die echten Chinesen sprechen nicht Englisch. Oder es fängt ein Europäer an, wirklich gut Chinesisch zu sprechen; dann bilden sich bei ihm alsbald gewisse Geistesgewohnheiten heraus, die dem Chinesischen verwandt sind, und er gilt bei seinen Landsleuten als »wunderlich«. Umgekehrt sind die Chinesen, die zu gut Englisch sprechen und sozusagen westlich denken, gleich »national abtrünnig«, und manchmal können sie auch tatsächlich kein Chinesisch mehr oder sie sprechen es mit englischem Akzent. So führt uns denn unsere Eliminationsmethode offenbar doch zu dem Ergebnis, dass wir es mit dem »alten Chinakenner« versuchen und uns im Großen

und Ganzen auf sein größeres oder geringeres Verständnis fürs Pidgin-Englisch³ verlassen müssen.

Der »alte Chinakenner« – wir wollen einen Augenblick innehalten und sein Bild entwerfen, denn er ist eine gewichtige Erscheinung, die einzige Autorität, die ihr Europäer über China habt. Er ist vielleicht der Sohn eines Missionars; vielleicht ist er auch Kapitän oder Lotse, oder Sekretär auf einem Konsulat, oder er ist kaufmännisch tätig und China bedeutet für ihn nichts weiter als einen Markt, wo er Ölsardinen oder Orangen Marke Sonnenglut verkauft. Er ist durchaus nicht immer ein ungebildeter Mensch; er kann sogar ein hervorragender Journalist sein, dessen Ehrgeiz sich auf das Amt eines politischen Sachverständigen oder eines Fachmanns für Anleiheangelegenheiten richtet. In seinen Grenzen ist er vielleicht ausgezeichnet informiert: Es sind die Grenzen eines Menschen, der keine drei Silben Chinesisch sprechen kann und sich bei all seinen Informationen auf seine Englisch sprechenden chinesischen Freunde verlassen muss. Ihn ficht es wenig an; er spielt weiter Golf, und das Golfspielen hält ihn in Form. Er trinkt Liptontee und liest die »North China Daily News«, und seine Seele empört sich über die Morgennachrichten, in denen von Räuberbanden und Entführungsgeschichten und unablässigem Bürgerkrieg die Rede ist, dass ihm der ganze Appetit aufs Frühstück vergeht. Er ist gut rasiert und adretter angezogen als seine chinesischen Partner, und seine Stiefel sind besser geputzt, als sie's in England wären, was allerdings kein Verdienst von ihm ist, denn die kleinen Chinesenjungen sind eben Stiefelwischer von Rang. Jeden Morgen fährt er seine fünf Kilometer von der Wohnung ins Geschäft und denkt daran, ein wie gern gesehener Gast er nachmittags auf Miss Smiths Teegesellschaft sein wird. Gewiss, es fließt kein adliges Blut in seinen Adern, und er hat keine Ahnenbilder in seiner Halle hängen, aber dafür gibt's eine treffliche Abhilfe: Er geht einfach noch weiter zurück in der Geschichte und findet heraus, dass seine Ahnen in den Urwäldern eben doch das rechte Blut in sich hatten, und damit ist sein Seelenfriede wiederhergestellt und er sieht sich der Mühe enthoben, sich mit dem chinesischen Wesen näher abzugeben. Trotzdem: Ihm ist unbehaglich zumute, jedes Mal wenn ihn seine Geschäfte durch chinesische Straßen führen und diese Heiden ihn so ko-

3 Pidgin-Englisch: vereinfachtes Englisch als Behelfssprache zur Verständigung mit Einheimischen in kolonisierten Ländern.*

misch mit ihren Augen anschauen. Er zieht sein Schnupftuch hervor und putzt sich geräuschvoll die Nase, und so hält er wacker durch, aber er hat dabei immerfort eine Stinkangst im Leibe. Er mustert das Gewoge blaugekleideter Menschheit mit einem unbefangenen Blick. Ihre Augen kommen ihm doch nicht ganz so schief vor, wie es auf dem Umschlag der Gruselromane dargestellt ist. Ob solche Menschen einen wirklich hinterrücks erdolchen? So, im hellen Sonnenschein, möchte man's wahrhaftig nicht glauben, aber man kann ja nie wissen – und aller Mut und sportliche Geist, den er beim Kricketspiel gelernt hat, fällt völlig von ihm ab. Lieber mit dem Kricketschläger eins über den Kopf bekommen, als noch einmal durch diese krummen Gässchen gehen! Ja: Angst hat er gehabt, primitive Angst vor dem Unbekannten.

Er selber freilich sieht es anders. Sein »Gefühl für Humanität«, so drückt er es aus, kann sich nicht mit dem Anblick menschlicher Not und Armut abfinden. Es geht ihm einfach gegen das Gefühl, sich von einem Lasttier in Menschengestalt in einer Rikscha ziehen zu lassen; darum muss er ein Auto haben. Sein Auto ist aber kein gewöhnliches Auto; es ist ein beweglicher, gedeckter Gang, der von seiner Wohnung ins Geschäft führt und ihn vor der chinesischen Menschheit beschützt. Auf Auto und Zivilisation kann er nicht verzichten; das sagt er auch beim Tee zu Miss Smith, indem er erklärt, ein Auto sei in China kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit. So lässt er sich also während seiner 25 Jahre in China Tag für Tag die fünf Kilometer von der Wohnung ins Geschäft fahren: ein abgeschlossener Geist in einem abgeschlossenen Glaskasten. Davon erzählt er freilich nichts, wenn er nach England heimkehrt und sich bei seinen Zuschriften an die »Times« mit »Ein alter Chinakenner, der 25 Jahre im Land gelebt hat« unterschreibt. Wenn man's so liest, sieht es höchst eindrucksvoll aus. So einer, denkt man, muss allerdings wissen, was er sagt.

Dabei ist er über den Fünf-Kilometer-Radius selten hinausgekommen, außer wenn er auf chinesischen Feldern eine Schnitzeljagd mitreitet, wobei er dann freilich in der freien Natur ist und weiß, wie er sich zu verteidigen hat. Übrigens ist auch das ein Irrtum, denn zu einem Verteidigen kommt es ja nie, und das weiß er auch selbst; es ist nur ein sportlicher Ausdruck. Er ist nie bei Chinesen eingeladen gewesen, hat mit Eifer alle chinesischen Restaurants gemieden und nie eine Zeile in einer chinesischen Zeitung ge-

lesen. Abends geht er in eine möglichst mondäne Bar, trinkt seinen Cocktail und bereichert in freundlichem Austausch seinen Vorrat an uralten, aus der Zeit der portugiesischen Seefahrer stammenden Schauergeschichten über das Leben an der chinesischen Küste. Dazwischen beklagt er sich, dass Shànghǎi (上海) doch so ganz anders ist als Sussex, und benimmt sich im Übrigen, als wäre er in England.⁴ Er freut sich, wenn er hört, dass die Chinesen neuerdings auch Weihnachten feiern und überhaupt einen gewissen Fortschritt aufzuweisen haben, verfällt aber in Erstaunen, wenn man ihn mit seinem Englisch nicht versteht. Unterwegs tut er so, als existierte die ganze Eingeborenengesellschaft nicht für ihn, sagt auch nicht »Verzeihung!« (nicht einmal auf Englisch), wenn er einem Mitreisenden auf die Zehen tritt. Noch nicht einmal die chinesischen Ausdrücke für »danke sehr«, »bitte schön« und »verzeihen Sie«⁵ hat er gelernt, diese moralische Mindestverpflichtung für den flüchtig Durchreisenden, und dann beklagt er sich über methodischen Fremdenhass und möchte verzweifeln, weil also nicht einmal die Plünderung der Paläste in Peking (Běijīng, 北京) nach dem Boxeraufstand⁶ den Chinesen als Lehre gedient hat. So sieht sie aus, eure China-Autorität! Und da sollte man nicht nach einem gemeinsamen Band des Menschlichen seufzen?

Man kann all diese Dinge sehr gut verstehen; sie sind ganz natürlich und würden hier nicht erwähnt werden, wenn sie nicht auf die Meinungsbildung des Westens über China eine starke Rückwirkung ausübten. Man braucht nur an die Sprachschwierigkeit zu denken, an das fast unmögliche Erlernen der chinesischen Schrift, an das augenblickliche politische, geistige und künstlerische Chaos in China, an die große Verschiedenheit der in China und im Westen herrschenden Gebräuche. Unser Verlangen richtet sich im Grunde auf ein besseres, weil auf höherer Ebene unternommenes Verständnis. Natürlich kann man dem alten Chinakenner nicht kurzer-

⁴ Ein gewisser J. D. sagt in einem Artikel über »Engländer in China« im *New Statesman* (London): »Er verbringt sein Leben zwischen Geschäft und Klub. Dort umgeben ihn als seinesgleichen oder als Vorgesetzte nur Ausländer, während Chinesen nur als Untergebene auftreten, als Angestellte etc. Im Klub sieht er, mit Ausnahme der Dienstboten, wieder nur Fremde, von denen er Abend für Abend dieselben Klagen über die Unredlichkeit und Dummheit der Chinesen zu hören bekommt, untermischt mit Berichten über die Tagesarbeit und Gesprächen über Sport, das einzige Thema, in das sich der Engländer in China flüchtet. Entweder Sport oder Schimpfen auf die Chinesen.«

⁵ Diese drei Ausdrücke bringt Lin Yutang in deutscher Sprache.***

⁶ Der sogenannte Boxeraufstand (Yihétuán Yùndòng, 义和团运动) war die Auflehnung der Chinesen gegen den westlichen Imperialismus im Jahr 1900.**

hand untersagen, Bücher und Aufsätze über China zu schreiben, nur weil er keine chinesischen Zeitungen lesen kann. Man muss sich aber darüber klar sein, dass solche Bücher und Aufsätze übers Niveau der Schwatzbude nicht hinauskommen.

Natürlich gibt es auch Ausnahmen – einen Robert Hart⁷, einen Bertrand Russell⁸ –, die in einer der eigenen so fremden Lebensform den tieferen Sinn zu erkennen wissen, aber auf den einen Robert Hart, den einen Bertrand Russell treffen 10 000 Leute wie Rodney Gilbert⁹ und H.G.W. Woodhead¹⁰. Infolgedessen macht man sich vom Chinesen immer wieder dieselbe verständnislose Dreigroschenvorstellung, die ebenso kindisch wie unwahr ist. Den Europäern aber ist sie nicht auszutreiben: Es ist immer wieder das alte Matrosenlatein aus der Portugiesenzeit, nicht mehr so unflätig vorgetragen wie damals, aber der Gesinnung nach noch ebenso unanständig.

Ganz unter sich fragen sich die Chinesen manchmal, weshalb ihr Land eigentlich immer nur Matrosen und Abenteurernaturen zu sich heranzieht. Um diese Frage richtig zu beantworten, müsste man H.B. Morse¹¹ lesen und sich davon überzeugen, dass die alte Matrosentradition tatsächlich bis zum heutigen Tag fort dauert. Vor allem müsste man darauf achten, wie ähnlich sich die frühesten portugiesischen Seefahrer und die »Chinakenner« von heute in ihrer äußeren Erscheinung und ihren Interessen sind. Die natürlichen Auslesevorgänge, die Zufälligkeiten, die sie gerade in diese Ecke der Welt gespült, die Beweggründe, die sie ausgerechnet zu uns Heiden gebracht haben, sind damals wie heute noch ganz dieselben: Sie heißen Gold und Abenteuerlust. Sie waren es ja auch, die Kolumbus, den größten von all den abenteuerlichen Seefahrern, in erster Linie dazu veranlasst haben, den Seeweg nach China zu suchen.

7 Robert Hart (1835–1911), britischer Konsularbeamter in China und von 1863–1911 Zweiter Generalinspekteur am chinesischen Seezollamt.*

8 Bertrand Russell (1872–1970), britischer Philosoph, Logiker und Mathematiker, unternahm 1920/21 eine Reise nach China und Japan. In China fungierte er u.a. als Gastprofessor an der Peking Universität.*

9 Rodney Gilbert (1889–1968), US-amerikanischer Journalist, lebte von 1912–1929 in China und war u.a. als Korrespondent für die »North China Daily News« tätig.*

10 H.G.W. Woodhead (1883–1959), britischer Journalist, lebte und arbeitete viele Jahre in China.*

11 Hosea Ballou Morse (1855–1934), US-Amerikaner, war von 1874–1908 beim chinesischen Seezollamt tätig und wurde hauptsächlich bekannt durch sein dreibändiges Werk über die Beziehungen der Qing-Dynastie zu westlichen Ländern (The International Relations of the Chinese Empire, London, New York 1910–1918).*

Dann sieht man endlich ein, dass sich da etwas von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, dass man treu und bieder an der Matrosen- und Kolumbus-Tradition festgehalten hat, und man empfindet eine Art Mitleid mit China. Mitleid deshalb, weil also nicht unsere Menschlichkeit, sondern unser Gold und unsere Eigenschaft als kaufende Herde das Westvolk an die Gestade unseres Fernen Ostens gelockt hat. Das Gold und der Erfolg, die »hündische Göttin«, wie Henry James¹² ihn nennt, haben Europäer und Chinesen aneinandergelockt und in diese Gesinnung gegenseitiger Unanständigkeit gestürzt, ohne dass ein einziges wirklich menschliches oder geistiges Band zwischen ihnen bestünde. Keiner von beiden Teilen gesteht sich das selber ein, darum fragt der Chinese den Engländer, warum er denn sein Land nicht wieder verlässt, wenn er es so verabscheut, und der Engländer fragt den Chinesen dagegen, weshalb er sich nicht aus den fremden Ansiedlungen zurückzieht, und keiner weiß eine rechte Antwort zu geben. Wie die Dinge liegen, gibt sich der Engländer nicht die Mühe, sich dem Chinesen verständlich zu machen, und dem echten Chinesen liegt noch weniger daran, dass der Engländer ihn versteht.

III

Verstehen die Chinesen sich denn überhaupt selber? Darf man glauben, dass sie Chinas beste Interpreten sind? Sich selbst zu kennen, ist ja sprichwörtlich schwer, und das gilt ganz besonders in einem Fall, wo viel gesunde, nüchterne Kritik vonnöten ist. Die Sprachschwierigkeit besteht allerdings für den gebildeten Chinesen nicht, aber die lange chinesische Geschichte, von der wir gesprochen haben, beherrscht auch er nicht ohne Weiteres. Kunst, Philosophie, Dichtung, Literatur und Bühne wird auch er nur unter Schwierigkeiten überblicken und mit hellem, wachem Verständnis durchdringen, und wenn er zu seinen lieben Mitmenschen gelangt, zu dem Fahrgast im Straßenbahnwagen oder dem früheren Studiengenossen, der sich nun aufspielt, als bestimme er das Wohl und Wehe einer ganzen Provinz, wird es ihm schwerfallen, seine Milde und Nachsicht zu bewahren.

Was nämlich an vordergründigen Einzelheiten den fremden Beobachter blendet und verwirrt, das verwirrt den modernen Chinesen nicht minder.

12 Henry James (1843–1916), US-amerikanischer Schriftsteller.*

Ihm fehlt vielleicht dazu noch die kühle Distanziertheit des Fremden. In seiner Brust ist ein heimlicher wilder Kampf, ja sie birgt ein ganzes Schlachtfeld von Kämpfen. Da tobt etwa der Konflikt zwischen seinem Ideal und dem wirklichen China, und der noch weit schrecklichere Widerstreit zwischen seinem tief eingewurzelten Stammesstolz und den Augenblicken einer hingebenden Bewunderung für das Fremdvolk. Seine Seele wird zerrissen von einem Streit der Loyalitäten, die sich nach entgegengesetzten Polen richten: einem Treueverhältnis zu dem alten, halb romantischen, halb egoistischen China, und einem anderen Treueverhältnis zu dem Geist unbestechlicher Einsicht, der ihm sagt, es müsse alles anders werden, und unbarmherzig sei aus dem Hause zu kehren, was da abgestanden und verfault, was vertrocknet und verschimmelt ist. Oft ist es auch ein sehr viel ursprünglicherer Widerstreit zwischen Scham und Stolz, zwischen einfacher Familienpietät und einer kritisch zugespitzten Beschämung über den gegenwärtigen Zustand der Dinge, zwischen Instinkten also, die in sich höchst gesund sind. Oft kommt es nun vor, dass der Stammesstolz unseren Chinesen überwältigt, denn zwischen berechtigtem Selbstgefühl und sturer Rückschrittlichkeit ist ja nur ein schmaler Zwischenraum; oft auch erliegt der Betrachter seinem Schamgefühl, und auch zwischen einem echten Verlangen nach Besserung und einem bloßen seichten Modernismus und einer Anbetung der modernen Hundegöttin ist nur ein schmaler Raum. Diesen Gefahren zu entgehen, ist eine heikle Aufgabe.

Wo also findet sich der Grad von Verständnis, der alle Gegensätze vereint? Echte Liebe zur Sache mit kritischem Urteil, Geistesschärfe mit Herzenswärme gepaart – das ist ein Gnadenzustand, wie er einem nicht leicht zuteil wird. Die Aufgabe bedeutet nicht mehr und nicht minder als das Bergen eines alten Kulturbestands, eine Art Auseinanderlesen alter Familienschatze also, und dabei widerfährt es selbst dem Kenner manchmal, dass sein Auge sich täuscht und seine Hände bei der Wahl unsicher werden. Es gehört Mut dazu und eine sehr seltene Eigenschaft, nämlich Ehrlichkeit, und eine andere, noch seltenere Gabe: ein immer wacher, forschensfroher Geist.

Dennoch hat der chinesische Beobachter vor dem Fremden einen offensichtlichen Vorteil voraus. Er ist Chinese, und als solcher urteilt er von vornherein mit Herzenswärme und nicht nur mit wägendem Verstand, weil

er ja weiß, dass das Blut in seinen Adern, dieses zwischen Stolz und Scham hin und her flutende Blut, chinesisches Blut ist und damit, durch ein tiefes Lebensgeheimnis, seiner Beschaffenheit nach der Träger des vergangenen und des künftigen China, der Träger all der stolzen und schmachvollen, ruhmreichen und unzulänglichen Dinge in diesem Land. Der Vergleich mit den Familienerbstücken ist unvollständig und erschöpft die Frage nicht, denn unser unbewusstes völkisches Erbe liegt in uns beschlossen und ist ein Teil von uns. Vielleicht hat unser Chinese vortrefflich Fußball spielen gelernt, aber siehe: Er macht sich nichts daraus; vielleicht bewundert er nach außen hin die Zweckmäßigkeit des amerikanischen Lebensstils, aber seine Seele setzt sich gegen diese Zweckmäßigkeit zur Wehr; vielleicht hat er gelernt, dass man bei Tisch Servietten benützt, aber die Sitte verdrießt ihn, und hinter Schuberts Melodien, hinter Brahms' Liedern hört er immer einen Ton mitschwingen, den Widerhall uralter Volksesänge und Hirtenlieder aus dem Osten, die ihn heimrufen. Wohl stürzt er sich eifrig in alles, was der Westen an Schönem und Gewaltigem bietet, aber er kehrt nach Osten heim, sein östliches Blut zieht ihn mit Macht, wenn er auf die 40 zu geht. Er sieht das Bildnis seines Vaters an, der nach chinesischer Sitte ein seidenes Käppchen trägt, und da wirft er die europäischen Kleider beiseite und schlüpft in die chinesischen Gewänder und Pantoffeln – o so behaglich, so friedlich und behaglich, denn in den chinesischen Gewändern und Pantoffeln zieht Ruhe in seine Seele ein. Wie sinnlos ist der europäische gestärkte Kragen, wie hat er ihn nur so lange tragen mögen! Auch Fußball spielt er nun nicht mehr, sondern er treibt Gesundheitspflege auf chinesische Art: Er schlendert durch die Maulbeerpflanzungen, die Bambushaine und Weidentriften, und auch das ist nicht ein »Spaziergang« im englischen Sinn, sondern eben ein östliches Dahinschlendern, gut für Leib und Seele. Er verabscheut Wörter wie »sich üben«, »sich Bewegung machen«. Sich Bewegung machen, wozu? Es ist eine höchst lachhafte Europäervorstellung. Auch der Anblick von ehrenwerten, erwachsenen Männern, die auf einer Wiese einem Ball nachjagen, kommt ihm jetzt lachhaft vor, lachhaft im höchsten Maß; noch lächerlicher aber ist es wahrlich, dass man sich nach getanem Spiel an einem heißen Sommertag in warme Flanelljacken und wollene Sweater einhüllt. Wozu das alles? Er besinnt sich: Ja, früher hat es ihm auch Spaß gemacht, aber damals war er jung und unreif und

noch nicht er selbst. Es war eine vorübergehende Grille von ihm; in Wahrheit aber sagt ihm der Sport nichts. Er ist zu anderem geboren: zum Kotaumachen¹³, zu Ruhe und Frieden, und nicht fürs Fußballspielen, für Stehkragen, Serviette und Zweckmäßigkeit. Manchmal macht er sich ein Bild von sich: Da ist er ein Schwein, und der Europäer ist ein Hund, und der Hund plagt das Schwein, aber das Schwein grunzt nur, und vielleicht ist es sogar ein Grunzen der Befriedigung. Zuweilen denkt er sich sogar aus, dass er ein wirkliches lebendiges Schwein sein möchte, denn einen begaglicheren Zustand kann man sich gar nicht vorstellen, und dem Hund gönnt er von Herzen seinen Stehkragen und seine hündische Zweckmäßigkeit und seine hündische Göttin, Erfolg geheißten. Er wünscht sich nur das eine, dass der Hund ihn in Frieden lässt.

So etwa ergeht es dem modernen Chinesen, wenn er die Kulturen des Ostens und des Westens prüfend überblickt. Unsere östliche Kultur wird man nur mit seinen Augen verständnisvoll beurteilen können, denn er, der aus China stammende Betrachter, hat chinesische Eltern, und sowie er von China spricht, denkt er an Vater und Mutter und ruft sie sich ins Gedächtnis. Wie vorbildlich scheint ihm ihr Leben: ein Leben voller Mut, Geduld, Leiden, Glück und Tapferkeit, unberührt von den Einflüssen der neuen Zeit, darum aber nicht minder großartig, adlig, treu und schlicht. China so zu sehen (und übrigens nicht nur China, sondern jedes fremde Volk), ist nach meiner Meinung die einzig richtige Art: Man soll nicht nach dem Fremdartigen forschen, sondern nach den schlichten, menschlichen Lebenswerten; man soll hinter der ungewohnten Frauenkleidung das echte Frauen- und Muttertum erkennen, und in der Ungebärdigkeit der Knaben, der Verträumtheit der Mädchen richtig zu lesen wissen. Knabenstreiche und Mädchenträume, Kindergelächter und das Klatschen der kleinen nackten Füße, Frauentränen und Männerleid – das alles kommt aus einer Welt, und nur aus Männerleid und Frauentränen können wir ein Volk richtig verstehen. Die Unterschiede zwischen den Völkern liegen nur in den Formen des sozialen Zusammenlebens. Dies einsehen, heißt eine Grundlage zu vernünftiger Kritik zwischen den Völkern schaffen.

13 Kotau (kētóu, 磕头), demütige Ehrerbietung, Neigung des Kopfes bis auf die Erde in kniender Haltung gegenüber Respektspersonen.*